

sondern auch aus einem demokratischen Gesellschaftsverständnis heraus aufgefasst, weiterentwickelt und praktiziert hat. Sein wissenschaftliches Interesse am Rechtsextremismus war weder *l'art pour l'art* noch ging es ihm primär darum, am Beispiel des Rechtsextremismus irgendwelche Theorien zu testen oder neue Methoden vorzustellen. Er fasste seine Forschung bei aller Einhaltung wissenschaftlicher Regeln immer auch als Tätigkeit im Dienst einer demokratischen Gesellschaft auf und seine Rolle darin als anregender Unruheherd, als Citoyen und Wissenschaftler.

Karin Priester (1941–2020)

– ein Nachruf von Sven Papcke

Wenn im ‚Institut für Soziologie‘ (Münster) gegen Mitternacht ein Raum beleuchtet war, brütete Karin Priester über zeitgeistlichen Veränderungen oder begrifflichen Feinessen ihres – nun letzten – Forschungs-Themas: dem weiten Feld des durch Heterogenität der Befunde und den Hader um Deutungen schwer zu fassenden (Neo-)Populismus, dieser „maladie infantile de la démocratie“, wie Alain Touraine befand. Wer war diese Autorin, die in Büchern, Sammelband-Beiträgen, Rezensionen, Interviews oder Vorträgen präsent war, aufklärend und rügend zugleich?

Karin Priester, geb. Brachmann, in Gleiwitz am 29. Dezember 1941 geboren, studierte Romanistik, Geschichte und Philosophie in Köln, Aix-en-Provence, Berlin und Florenz. Sie promovierte im Fach Geschichte in Köln über den italienischen Faschismus (Pahl-Rugenstein 1972) und habilitierte sich in Marburg (Studien zur Staatstheorie des italienischen Marxismus, Campus 1981). Anschließend vertrat sie einen Lehrstuhl zunächst in Aachen, dann in Gießen. Seit 1980 lehrte sie als Professorin für politische Soziologie an der Wilhelms-Universität Münster. Im Februar 2007 emeritiert, starb sie unerwartet am 25. April 2020.

Bis zuletzt veröffentlichte und referierte sie als „eine der wichtigsten Populismus-Forscherinnen in Deutschland“ (J.-W. Müller) über dieses polyvalente, die Officialpolitik durch „minorités agissantes“ (Marc Lazar) störende Syndrom, das auch als – durch Eliten im Amt initiierte, von aufgeheizten Mehrheiten beglaubigte – illiberale Pro-Forma-Demokratie Fuß fasst.

Karin Priester war als liebenswürdige Kollegin an der Universität ebenso angesehen wie in der Fachwelt. Offen für studentische Initiativen, hatte sie großen Zulauf als Dozentin. Über die späte Nachfrage nach ihrer Expertise war sie glücklich. Zu Hause in den romanischen Sprachen, tankte sie auf Reisen in den Süden mediterranen Flair. Ihr „Garten des Gedankens“, über den sie angelegentlich schrieb, war die Italiennähe. Dort, wo sie studiert hatte, blieb sie heimisch. Das belegen viele ihrer Schriften, nicht zuletzt eine ‚Geschichte der Langobarden‘ (wbg 2004), die akribisch die kulturellen Wurzeln der Lombardei erschließt.

Soweit der dürre Abriss des „äußeren Lebens“ (Hofmannsthal), der abrupt durch das beendet wurde, was Priester (Mythos Tod, Philo 2001) als „das Andere, Fremde, Unbegriffene, Bedrohliche schlechthin“ bezeichnete. „Jeder Tod ist ein Unglück“, betont sie, doch „ein Grunddilemma“ bleibe offen. „Mit welcher Perspektive wird gestorben?“ Nachdem „der

schöne Tod der Antike“, als Vorbild auch der Aufklärung, zur Dichtung abgemagert sei, sehe sich der Zeithorizont verdüstert. Was anti-aufklärerisch wirke, so das Fazit, da sich Freiheitssehnsucht und Todesfurcht in die Quere kommen.

„Das Leben der meisten Menschen“, heißt es in ihrer Biografie von Mary Shelley (Langen Müller 2001) – der eine Lebensbeschreibung von Mary Wollstonecraft (ibid., 2002) folgte – „zerfällt in verschiedene Phasen“. Das trifft auf ihr Werk auch zu, obschon sich ein antiautoritärer Grundton durchhält. Anfangs eher left-wing gestimmt, hat sie später liberal-konnotierte Vorbehalte gegen allzu schlichte Politik-Rezeptionen. Das belegt etwa ihre Kritik an jener ebenso einflussreichen wie manierten Verquirlung von Georges Sorel und Carl Schmitt (Mystik und Politik. Ernesto Laclau, Chantal Mouffe und die radikale Demokratie, Königshausen & Neumann 2014), die sich als Antidot gegen den Rechtspopulismus geriert, zugleich aber links-populistisch vom Feind her argumentiert, um Änderungsdruck zu erzeugen.

„Partizipation ist per se kein demokratischer Wert“ (Laclau, 199), steht nun zu lesen. Offene Gesellschaften mit ihrer repräsentativen Prozeduralität können an Straßenfrage zugrunde gehen, selbst wenn mit ‚besten Absichten‘ demonstriert werde. Ihre Sorge um die Belastungsfähigkeit des Zusammenhalts könne womöglich so aufgefasst werden, heißt es nachdenklich (Laclau, 8), dass sie „eine hoffnungslos veraltete Vertreterin eines naiven Soziologismus“ sei; dabei ist es die Rolle ihres Faches, der Desillusionierung vorzuarbeiten.

Auf der Suche nach Themen erprobt ihr Curriculum cognitionis verschiedene Felder. Die großen historischen Aufreger wirkten kalmiert. Schon vor dem Fall der Mauern begann der System-Konflikt abzutauen, wie Priester in einer Schrift über sozialstatistische und entsprechend programmatische Veränderungen (Hat der Eurokommunismus eine Zukunft? Beck 1982) westlich-radikaler Sozialoppositions-Parteien herausstellt. Entsprechend erwartet sie unaufgeregte Zeiten. Höchstens „der Kampf um die letzten menschlichen Dinge“ könne „das ultimative ideologische Kampffeld“ (Tod 2001, 18) bilden.

Doch vom Ende der Konfrontationen war nicht lange die Rede, mit dem Untergang der SU schwand die Notwendigkeit zur Konflikt-Eindämmung. Nicht nur diplomatisch, auch sozialpolitisch änderte sich der Ton. Im Windschatten der Globalisierung trennten sich die anywheres von den somewheres. Multiple Cleavages samt steigender Zuwanderungszahlen rauten das politische Klima auf. Als Einstieg in die Erkundung (Populismus. Historische und aktuelle Erscheinungsformen, Campus 2007) aufkommender Protest-Schübe können ihre Untersuchungen zum Rassismus (Rassismus und kulturelle Differenz, LIT 1997; Rassismus. Eine Sozialgeschichte, Reclam 2003) gelten, die an ihre Arbeiten über den Extremismus der Zwischenkriegszeit anschlossen.

Vor allem das komplexe Kapitel der zweiten Studie (2003, 270 ff.) über Identitätspolitik und Multikulturalismus benennt Heikelpunkte, auf die sich, beruhend auf einer „latent immer vorhandenen elitenkritischen Mentalität mittlerer und unterer sozialer Segmente“ (Soziale Welt 62 [2011], 196), neo-populistische Bewegungen berufen. Priester sieht die Herausforderungen, die als „frei flottierendes, ideologisch nicht festgelegtes Unbehagen“ dem Influx des Fremden folgen, durchaus ambivalent. Addieren sich derlei Irritationen zu dem durch die Postmodernität bedingten Schwinden von Gewissheiten, wird der Zeitgenossenschaft eine Ich-Balancierung abverlangt, um „biographische Konsistenz“ wenigstens „als Restgröße“ (Rassismus, 2003, 276) zu erhalten. Solche Anforderung rief Gegenbewegungen auf den Plan, die marktschreierisch anti-politische, da schlichte Allheilmittel unter die Leute bringen.

Priester führt weitere Beunruhigungen an, die auf die Demokratie zukommen. Im Sinne der rechtstaatlich verbrieften Gleichberechtigung pochen Außenseiterlagen wider eine angebliche Mehrheits-Hegemonie auf Differenz. Partikularität verlange nach Ausnahmebehandlung, was der republikanischen Universalität widerspricht. „Assimilation und Integration“, notiert Priester (Rassismus 2003, 279), „werden als Kulturimperialismus gewertet“. Auch wenn nicht die letzte Konsequenz (Separation) gezogen werde, bleibe offen, „wie eine Gesellschaft zusammengehalten und Politik gestaltet werden kann ohne ein Minimum an Werten, die für alle verbindlich sind“. So drohe nicht nur eine „Refeudalisierung der Moderne“; schließlich erreiche der Affront die ‚Inländer‘, die auf ihrer Symbol-Eigenheit beharrten (Rassismus 2003, 288): Wasser auf die Mühlen rechtspopulistischer Bewegungen.

Damit fand Priester endgültig Zugang zu jenem Gegenstand, der sie bis zuletzt beschäftigte. Dabei setzte auch sie sich weniger mit den Gravamina „der kleinen Leute“ auseinander, obschon sie deren Besorgnis (Zur Soziologie des Populismus, in: LIT 2019) sah. Die Forschung allgemein nimmt eher die Agitatoren in den Blick, was zum Vorwurf führte, aus „Überheblichkeit“ (Jörke/Selk), gar „Moralüberschuss“ (Manow) werde die Nachfrageseite des Populismus vernachlässigt. Priester ging es darum, in dieser „période régressive“ (Morin) die zentralen Strömungen und Strategien zu isolieren, um ihnen den Fake-Charme zu nehmen, der postmoderne „Zornblasen“ (Sloterdijk) anzuzapfen versuche. Der Populismus sei beileibe „keine Revolte gegen die Moderne“ (Neue Gesellschaft 5 [2007], 27), sondern gegen deren Auswüchse. Er hat es nicht nötig, abgelebte Quellen (Volk/Rasse/Mythos etc.) zu bemühen; er ist wandlungsfähig, wie der seit den 1990er-Jahren vollzogene Schritt von neoliberaler Staatskritik zu eher national-sozialen Appellen zeigt. Auch er requiriert inzwischen – allerdings ochlokratisch umgepolte – Aufklärungstermini, um seine Klientel zu aktivieren.

„Wenn man der Soziologie gelegentlich nachsagt, sie sei eine säkularisierte Form der Seelsorge“ (Tod 2001, 24), trifft das auf ihre dem pluralistischen „Modus vivendi einander Uneiniger“ (Geiger) verpflichtete Orientierung zu. „In Ländern mit einer kleinen, ausbeutenden Oligarchie könne der Populismus eine fortschrittliche Funktion haben“, heißt es (Laclau, 175); wohingegen er dort, wo „das politische System seit langem Volksparteien kennt und die Bevölkerung [...] in einen Sozialstaat einbezogen ist“, die politischen Regeln auszuhebeln versucht.

Dieser Klarstellung dient noch ihr Analysebeitrag (Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon, Campus 2012). Historisch ausholend und links- ebenso wie rechtspopulistische Ansätze hinterfragend, diagnostiziert Priester zugleich die unterschiedlichen Radikalitätsgrade dieser Bewegungen. Auch revidiert sie einige ihrer Einschätzungen, da sich diese Plage unablässig ändert. „Populistische Bewegungen sind Strohfeuer, nicht regimfähig, die aufflammen, als Protestbewegung oder Unmutsaufwallung aber ein Intermezzo bleiben“, war 2007 (NG, 30) zu lesen. Das trifft in Einzelfällen zu; indes nimmt die Populismus-Drift samt Empörungs-Aufkommen weiter Fahrt auf.

Dabei handelt es sich keineswegs um Reaktionen auf Output-Schwächen der Demokratie. Vielmehr um aggressive (Initiatoren) beziehungsweise diffuse (Mitläufer) Bewältigungsängste vis à vis unübersichtlicher Zeitläufe. Das führte für Priester zu einer Akzentverlagerung des Themas. Ihre empirische Arbeit über jugendlichen Dschihadismus (Warum Europäer in den Heiligen Krieg ziehen. Der Dschihadismus als eine radikal antidemokratische Jugendbewegung, Campus 2017) fasst die durch Umfragen belegte intergenerative Latenz extremistischer Gegen-Moderne-Haltungen ins Auge. Auf der Basis eines umfassenden Datensatzes sichtet sie das Curriculum Vitae aus westeuropäischen Ländern stammender – z. T.

konvertierter – Jugendlicher auf ihrer Mission als ‚Heilige Krieger‘. Ihre Schlussfolgerung, es handele sich um eine Art jugendbewegter Sinnsuche, klingt gewagt. Lässt sich doch eher von einer frömmelnd-eingetrübten Pull-Wirkung sprechen, kaum von einer breiten juvenilen Aufbruchsstimmung. Auch der Verweis auf Parallelen zur einstigen „antiimperialistischen Befreiungsbewegung“ (Warum, 30) ist anzuzweifeln. Gleichwohl erhellt ihr Existentialismus-Hinweis als „Ventil für die Suche nach Authentizität“ (a.a.O., 30) die abgrundtiefe Alterität des IS-Enthusiasmus.

Diese Einschätzung erntete Kritik, von quasi-epistemischer Gewalt war zu lesen. Aber wird ein ‚stigmatisierendes Vokabular‘ gepflegt, wenn kriminelle, gar nihilistische Politikstile aufgearbeitet werden? Sozialwissenschaftliche ‚Allverständigkeit‘ pflegt Priester nicht. „Many valiant attempts to identify an essence of populism have been made“, konstatierte vor langem Margaret Canovan. Die Interpretationszwiste, in die Priester sich einschaltete, rufen einen Vergleich von Isaiah Berlin in Erinnerung. Auf einer diesem „essentially contested concept“ (Cas Mudde) gewidmeten Tagung sprach er von einem ‚Aschenbrödel-Komplex‘: Ein Schuh, Populismus als Phänomen, ist vorhanden, doch auf wessen Fuß passt er? Wissenschaft ist ein unabgeschlossener Prozess, selbst wenn die Probleme drängen. Durch Inventarisierung, Sachbescheide und Auslegungskompetenz hat Karin Priester dieses Debakel immerhin wegweisend eingegrenzt.

Klaus Ahlheim (1942–2020)

– ein Nachruf von Klaus-Peter Hufer

„Solange politische Erwachsenenbildung an dem Ziel eines autonomen Subjekts festhält, kann sie auf rationale Aufklärung nicht verzichten.“ (Klaus Ahlheim)¹

Am 17. Juni 2020 verstarb Prof. Dr. Klaus Ahlheim in der Nähe seiner Wahlheimat Berlin.

Klaus Ahlheim war mit Leib und Seele Professor für Erwachsenenbildung. Entgegen allen konstruktivistischen, affirmativen und modernistischen Konjunkturen hielt er an einer emanzipatorischen und an Aufklärung orientierten Bildung, vor allem der politischen Bildung fest. Intensiv beschäftigte er sich mit Rechtsextremismus. Der bildungspolitisch durchgesetzten Markt- und Verwertungsideologie hat er sich argumentationsstark widersetzt. Um diese Themen kreisen seine zahlreichen und bedeutenden Schriften; die wichtigste dürfte sein 1990 veröffentlichtes und im Jahr 2008 neu aufgelegtes Buch mit dem programmatischen Titel „Mut zur Erkenntnis“ sein.

Am 28. März 1942 wurde Klaus Ahlheim in Saarbrücken geboren, in Bensheim/Odenwald ist er aufgewachsen. Die Verhältnisse waren arm und „und nicht selten war Hunger

1 Ahlheim, Klaus (1990). Mut zur Erkenntnis. Über das Subjekt politischer Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 38.